

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 177 (1898)

Artikel: Aus dem Thierbuch : der Dachs
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-374192>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Aus dem Thierbuch: Der Dachs.

Seitdem in der Schweiz die Bären und Wölfe so gut wie ausgerottet sind, darf der Dachs Anspruch auf die Ehre erheben, das größte einheimische Raubthier zu sein. In verwandtschaftlicher Beziehung stehen ihm von den bekanntesten Räubern am nächsten

und sind mit starken Krallen versehen. Die Körperfarbe ist grauweiß mit schwarz gemischt, am Bauche schwarzgrau.

Alle diese Körpereigenschaften lassen sich selbstverständlich auch am todtten Thiere erkennen, wäh-



auf der einen Seite die Marder, auf der andern die Bären; nahe verwandt mit ihm hingegen ist nur sein amerikanischer Namensbruder. An Körpergröße ist er den Mardern weit überlegen, während er hierin die meisten Bären lange nicht erreicht, da er von der Schnauze bis zur Schwanzwurzel nur etwa 70 cm. mißt. Der Schwanz wird etwa 22 cm. lang. Die Körperhöhe beträgt kaum 30 cm. Ohren und Beine sind kurz; letztere treten mit der ganzen Sohle auf

rend, die Lebensweise des merkwürdigen Thieres schwierig zu beobachten ist. Denn ein wunderlicher Rauz ist er schon, der Dachs, aber gerade deshalb erweckt er das Interesse der neugierigen Menschheit. Auf letztere hält er keine großen Stücke; er weicht dem Menschen aus und lebt als Einsiedler in tiefer Abgeschlossenheit in einer Höhle, die er sich mit seinen starken Krallen selbst gegraben hat. Er hat keinen Sinn für Vereinsmeterei, ist darum in keinem

Berein, weder aktiv noch passiv. In er verschmäht nicht nur die Genüsse des Vereinslebens, sondern sogar die Annehmlichkeiten stillen Familienglückes. Nur kurze Zeit lebt er mit dem Weibchen zusammen — im Frühling. Hierauf verläßt er seine Ehehälfte, welche 10—12 Wochen später 3—4 Junge wirft. Die Fürsorge für diese Nachkommenschaft fällt allein der Mutter zu.

Trotzdem der Dachs zeitweise lebhaft in Vegetarianismus macht, so thut er dies weder aus Prinzip noch auf Befehl eines Naturarztes, sondern „weil's mi halt freut.“ Wenn im Herbst die Obstbäume von Windeshand geschüttelt werden, dann kommt in später Abendstunde der mürrische Rauz aus seiner Höhle hervor und schleicht auf leisen Sohlen unter den Bäumen umher, um Mahlzeit zu halten. Wenn die Trauben der Reife entgegengehen, dann besucht nächtlicher Weile unser Vedermaul die Weinberge und füllt seinen geräumigen Wanst mit der köstlichen Frucht. In weniger günstigen Zeiten gräbt er mit seinen Krallen saftige Wurzeln aus der Erde oder ließt auf den Aekern wohl auch Rüben zusammen, um seine Begierde nach Pflanzenkost zu befriedigen. Aber, wie gesagt, er hat nicht unterschrieben als Vegetarianer. Mäuse, Eidechsen, Würmer, Insekten aller Art, aber auch größere Thiere wie junge Hasen liefern ihm Fleisch auf seinen Tisch. Er stöbert Bienen- und Hummelnester auf, um außer den Bewohnern auch deren Honigvorrath zu verzehren. Zur richtigen Behandlung eines so gemischten Speisezettels hat ihn die Natur mit einem Gebiß ausgestattet, das zwar ein Raubthiergebiß ist, aber doch stumpfhöckerige Zähne besitzt, die zum Rauen von Pflanzennahrung taugen.

Die große Gefräßigkeit und die beispiellose Faulheit bringen es zu Stande, daß der Dachs im Spätherbst mit einem Bäuchlein ausgestattet ist, das nothwendig einer Entfettungskur ruft. Weder Schweninger noch Karlsbad werden verordnet. Das Thier hilft sich mit einem einfachen Hausmittel, indem es nun eine mehrmonatliche Hungerkur antritt: es zieht sich in seine wohlausgepolsterte Höhle zurück, legt sich platt auf den Bauch und verfällt in einen Winterschlaf. Das wirkt. Beim Erwachen im frühesten Frühling ist der Faulpelz schindeldürr und hat nun nichts eiligeres zu thun, als durch erneutes Schlemmerleben die Hautfalten wieder mit Fett auszustopfen.

Im Herbst, da das Thier sich anschickt, sich auf den Winterschlaf vorzubereiten, ist es eifrigen Nachstellungen von Seiten des Menschen ausgesetzt. Sein fettes Fleisch, das im Geschmack dem Schweinefleisch ähnelt, wird gerne gegessen; der Pelz wird zum Leberziehen von Koffern oder zu Bodenteppichen verwendet oder an einen Pferdekummet gehängt; die langen Haare liefern Material zu Bürsten und Pinseln. Da der Dachs ein Nachtthier ist, kann ihm der Jäger außerhalb des Baues nicht gut bekommen. Meistens wird er durch Dachshunde aus seiner Höhle ausgetrieben und am Ausgange von dem harrenden Jäger geschossen, oder aber er wird ausgegraben. Bei letzterer Arbeit verwendet der unmenseliche Jäger oft ein scheußliches Marterinstrument von der Form eines Korkziehers, das er dem armen Thier in den Leib stößt.

Der Dachs hat also alle Ursache, den Menschen zu fliehen. Der Mensch ist für ihn wie für viele andere Geschöpfe das gefährlichste Raubthier. H.

Der arme Mann im Toggenburg.

Schon der Titel sagt, daß der Mann, von dem der Kalendermann in der diesjährigen „Brattig“ erzählen will, nicht der Gesellschaft der obern Zehntausend angehörte und keinen Millionär zum Vetter-Götti hatte. Arm ist er geboren, arm, blutarm war er sein Leben lang, und eben so arm ist er vor hundert Jahren gestorben. Seine irdische Laufbahn war ein mühselig rauher Weg. Fast nie lächelten ihm Glück und Freude, und nur höchst selten fiel ein spärlicher Lichtblick in sein stilles, mühsames Weberleben. Trotzdem verlor er nie das Vertrauen auf Gott und auf sich selbst und fand neben anstrengender täglicher Arbeit immer noch Zeit, sich selber fortzubilden, seinen Geist mit Kenntnissen zu bereichern, sein Gemüth zu veredeln. Sag an, lieber Leser, ist es, wenn

man solches hört, nicht für viele junge Leute geradezu beschämend, daß sie die sich ihnen heutzutage bietenden Gelegenheiten, sich nützlich fortzubilden, nicht besser benützen?

Ulrich Bräcker wurde den 22. Dezember 1735 im Näbis in der toggenburgischen Gemeinde Wattwil geboren. Von seinem kleinen Geburtsorte erhielt er den Namen Näbis Uli. Schon Urgroßvater und Großvater waren arme Leute gewesen, die sich kümmerlich ernähren mußten; aber überall, wo man sie kannte, galten sie als brav, ehrlich und in jeder Beziehung unbescholten. Der Vater brannte Salpeter, verdiente aber dabei kaum so viel, um seine Familie mühsam durchzubringen. Die Mutter war eine einfache, aber edle und wackere Frau. Von ihr ererbte